



Bromberg, Sonntag, den 28. Juli.

— Das Lied. —

Uns dem Leben zu verfühnen,
 Wenn es leidvoll, trüb und bitter,
 Voll Gefahr und Ungewitter,
 Nur mit Dornen uns will krönen:

Giebt ein Lied uns freie Flügel,
 Die uns hoch gen Himmel tragen
 Ueber Sorgen, Müh'n und Plagen
 Und des Kirchhofs stille Hügel.

J. Sturm.

— Das Geheimnis von Zambo. —

[Fortsetzung.]

Novelle von B. Milat Gersdorff.

[Nachdruck verboten.]

Als wäre mit diesem Ausbruch ihres gequälten Herzens ein böser Bann von ihr genommen, erschien Gjubiza nun ruhiger und gefasster; die Starrheit der Züge wich allmählich einem freundlicheren Ausdruck, sie nahm das Buch wieder zur Hand und vertiefte sich so in den Inhalt, daß bald die kurz vorher in bitterem Weh zuckenden Lippen ein Lächeln umspielte. Stana, unterdessen mit den Vorbereitungen zum abendlichen Mahle beschäftigt, sah wiederholt bestimmet nach der Thür, die zum Boudoir ihrer Herrin führte. Sie kannte letztere zu gut, um nicht zu wissen, daß heute wieder ihr „böser Tag“ sei — wußte sie doch aus langjähriger Erfahrung, wie Gjubiza sich an solchen Tagen nie entschließen konnte, das

machen. Sie sollte auch nicht allzulange vergeblich warten, denn plötzlich wurde die Klingel gezogen, und als sie eifrig die Thür öffnete, erblickte sie vor derselben einen hochgewachsenen, ihr unbekanntem Herrn, der mit wohl lautender Stimme fragte: „Fräulein von Radovanovits zu sprechen?“ — „Wen darf ich melden?“ gab



Heimkehrende Fischer. Gemalt von E. Schönchen.

Haus zu verlassen, um bei Freunden, im Konzert oder Theater Erheiterung und Zerstreuung zu suchen. Desto lebhafter lehnte sie jemanden herbei, der ihrer Herrin den „bösen Geist“ austreibe, und so horchte sie jedesmal, wenn Schritte auf der Treppe erschallten, immer in der stillen Hoffnung, sie möchten vor ihrer Thür Halt

die Alte zurück. Der Fremde tastete suchend an seiner Brust herum. „O, wie fatal,“ sagte er, „ich habe meine Visitenkarten vergessen! — Wollen Sie Ihrer Gnädigen nur melden: Amtsrichter Hagen bittet, seine Aufwartung machen zu dürfen.“ „Hagen? Gut — will ich der Gospodiza melden: Hagen.“

Vjubiza, durch das Ertrönen der Klingel aufgeschreckt, glaubte schon bei den ersten Worten eine bekannte Stimme zu vernehmen; wie sie nun den Namen hörte, sprang sie auf, und von einer unbestimmten Empfindung, halb Schreck, halb Freude ergriffen, warf sie eilig einen prüfenden Blick in den Spiegel, befestigte das locker gewordene Haar und sagte zu der eintretenden Stana mit unsicherer Stimme: „Ich lasse bitten.“

Adolf Hagen, ein Weltmann im besten Sinne des Wortes, sah sich, bei Vjubiza eintretend, doch auf einem völlig fremden Boden, der ihm glatter wie das Parquet aller bisher beschrittenen Salons erschien. Nachdem er sich bereits an der Thür tief verneigt, machte er nach einigen Schritten abermals eine nicht mehr ganz gegliederte Verbeugung und da Vjubiza in ihrer eigenen Bescheidenheit der seinigen mit keinem Wort zu Hilfe zu kommen vermochte, so entstand ein für beide gleich peinlicher Moment. Endlich hatte sich der Amtsrichter genügend gefaßt, um vorbringen zu können: „Ich muß zunächst um Ihre gütige Nachsicht bitten, mein gnädiges Fräulein, und zwar sowohl wegen der Dreistigkeit, womit ich in Ihr Heiligtum einzudringen wagte, als wegen der vorgerückten Stunde, in der dies geschieht. — Für letzteres indessen,“ fügte er lächelnd hinzu, „dürfte als Entschuldigung vielleicht der Umstand gelten, daß Madame Venormand, so viel ich mich erinnere, erst zwischen sechs und acht Uhr abends zu sprechen ist.“

„Also dieser gilt Ihr Besuch, Herr Amtsrichter,“ erwiderte Vjubiza, mit der Hand auf einen Sessel weisend — „dann muß ich allerdings bedauern, daß sein Zweck ein verfehlter ist, denn Madame Venormand existiert seit jenem unvergeßlichen Gerichtstag nicht mehr.“

„Auch nicht für ihre Freunde?“

„Auch für diese nicht.“

„Dann, mein Fräulein, befinde ich mich allerdings in einer schwierigen Lage. Ich kam in der Hoffnung, an Ihrer Zauberhand ein wenig im Schicksalsbuch blättern zu dürfen; verweigern Sie mir jedoch diese Gunst, so verliert mein Hiersein jeden Schimmer von Berechtigung und ich . . .“

„Aber, Herr Amtsrichter,“ unterbrach ihn Vjubiza, „ist es denn edel, die arme Wahrsagerin noch übers Grab hinaus zu verpöten? Lassen wir sie in Frieden ruhen, ihr Tagewerk ist vollbracht.“

„Mein gnädiges Fräulein, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß nichts mir ferner liegt, als über Talent, über eine Gabe, von deren Vorhandensein Sie selbst überzeugt schienen, zu spötneln, und möchte Sie alles Ernstes bitten . . .“

Er vollendete den Satz nicht; das Wunderliche der ganzen Lage verwirrte ihn von neuem, er fühlte die Röthe der Verlegenheit auf seinen Wangen brennen und war Vjubiza dankbar, als sie ihn mit der Frage zu Hilfe kam: „Doch nicht etwa vor Ihnen, Herr Amtsrichter, meine Kartenweisheit auszutramen?“

Er nickte stumm.

„Ja, wissen Sie denn nicht,“ sagte sie, ihn erstaunt ansehend, „daß vor allen Dingen der Glaube da sein muß? Ich bin sogar überzeugt, daß einem Skeptiker gegenüber, wie Sie ihn schwerlich verleugnen können, die Prophetin in mir unbarmherzig schweigt.“

„Darf ich Ihnen das Geständnis machen,“ sprach er zögernd, gleichsam mit sich selbst kämpfend, „daß ich unter dem Einfluß einer ganz seltsamen Stimmung zu Ihnen komme? Irgend ein bestimmter Umstand, der Ihnen, mein Fräulein, wenn ich ihn auch verschweige, dennoch vielleicht nicht verborgen bleibt, hat mich — offen gestanden — dermaßen aus dem gewohnten Gleichgewicht gebracht, daß ich mich trotz alles Mühens nicht wieder zurechtfinden kann. Heute nun kam es wie eine plötzliche Eingebung über mich; etwas raunte mir zu, es liege in Ihrer Macht, den Bann zu brechen, dem ich aus eigener Kraft, wie es scheint, nicht zu entrinnen vermag, und so bitte ich Sie dringlichst, verweigern Sie mir nicht eine Probe Ihrer geheimnisvollen Kunst!“

Ihr Blick ruhte forschend auf ihm. „Können Sie mir Ihr Wort darauf geben, daß nicht etwa ein Scherz, eine Weite oder ähnliches Sie hierher geführt hat?“

Herr Hagen machte eine lebhaftere Bewegung. „Mein Fräulein, ich schwöre Ihnen zu, nie würde ich mir erlauben . . .“

„Gut, das genügt mir. Ich will Ihren Wunsch erfüllen, wenn Sie mir das Versprechen geben, Stillschweigen über das zu beobachten, was Sie erfahren werden.“

„Ich verspreche es,“ sagte er leise, ihr die Rechte hinreichend. Noch einen Augenblick des Wankens, dann schlug sie ein, und Adolf Hagen fühlte, wie ihre Hand leicht in der seinen zitterte.

„So, nun ans Werk!“ sprach Vjubiza eifrig. „Sie haben mich selbst neugierig gemacht, vielleicht erfahre ich aus den Karten den Grund Ihrer Erregung. Bitte, wollen Sie an diesem Tische hier gesälligst Platz nehmen!“

Sie ging zu einem an der Wand hängenden, kunstvoll gearbeiteten Ebenholzschränkchen, entnahm demselben eine seltsam geformte Räucherlampe, die sie unter einem leisen, verständlichen Gemurmel — vielleicht Beschwörungsformeln — entzündete. Sodann stellte sie die Lampe, der ein eigentümlich süßlicher Wohlgeruch zu entströmen begann, auf den Tisch, nahm ein Spiel Karten zur Hand und setzte sich Herrn Hagen gegenüber, der ihrem Thun mit einem gewissen naiven Staunen zusehen hatte. Mit großer Gewandtheit mischte sie die bunten Blätter, während ihr Gegenüber bewundernde Blicke auf die kleinen, zierlichen, von blauen Adern durchzogenen Hände richtete.

„Bitte abzuheben!“ und sie schob dem Amtsrichter das Spiel zu.

Er streckte die rechte Hand vor.

„Mit der Linken, wenn ich bitten darf, und zweimal, Ihnen zu.“ Sie sprach das so ernst und eifrig, daß er darüber lächeln mußte.

„Glauben Sie denn wirklich selbst an Ihre Karten?“ fragte er abhebend.

Sie sah ihn ernst, fast traurig an. „Ja,“ erwiderte sie, „wenn sie für mich verständlich lagen, was nicht immer der Fall, dann haben sie mich noch nie belogen.“

Es überkam den Amtsrichter ganz seltsam. Das schöne Wesen mit seinem geheimnisvollen Thun und Treiben, die fremde Umgebung wirkte dermaßen auf ihn ein, daß er es wohl fühlte, wie sein klares Denken allmählich nebelhaft phantastischen Vorstellungen und einer eigentümlich erchlaffenden Empfindung wich. Er fand aber weder Kraft noch Willen, dagegen anzukämpfen, sondern gab sich widerstandslos dem wunderlichen Zauber hin.

Vjubiza hatte inzwischen mit ernster Miene die Karten auf den Tisch ausgebreitet und schweigend das Gesamtbild überblickt. Endlich sprach sie: „Wie ich sehe, sind Sie noch Junggeselle.“

Dieser Anfang hatte für den Amtsrichter einen unfreiwillig komischen Beigeschmack und entriß ihn für Augenblicke seiner nebelhaften Atmosphäre. Aha, kleine Hexe, dachte er, schlägst Du auf den Busch? Nun, mich sollst Du nicht fangen. „So? Also das sieht in den Karten?“ fragte er in leicht ironischem Tone.

„Ja, — bitte, sehen Sie selbst. Hier der Karotönig sind Sie.“

„Warum nicht Coeurkönig?“

„Der gilt nur für ganz junge Herren.“

„Ach, ich verstehe, für die etwas Angegrauten wie ich . . .“

Er lachte fröhlich auf, aber ein ernster, fast vorwurfsvoller Blick Vjubizas machte seine Heiterkeit verstummen.

„Die Karotönigin wäre folgerichtig Ihre Gemahlin,“ fuhr sie fort, „es ist mir aber nach den gegebenen Regeln unmöglich, sie mit Ihnen in Verbindung zu bringen, — also schließe ich, daß Sie unverheiratet sind. Wägen meine Karten?“

„Nein, — ich gestehe, sie sprechen die Wahrheit.“

Vjubiza rückte mit dem Finger bedächtig bis zur siebenten Karte. „Sie denken viel an eine junge blonde Dame,“ begann sie wieder, „hoffentlich ohne selbstsüchtige Regungen.“

Adolf Hagen schrak leicht zusammen. Er hatte bereits vollständig vergessen, was ihn eigentlich hierhergeführt, und die plötzliche Mahnung daran berührte ihn in diesem Augenblick fast unangenehm. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln, brachte aber nur zerstreut und sichtlich besangenen hervor: „Weshalb sagen Sie — hoffentlich?“

„Weil ich Ihnen nicht verschweigen darf, daß das Herz erwählter Dame bereits in Fesseln liegt.“

Der Amtsrichter, der sich ganz in den Banden der interessanten Ungarin verstrickt fühlte, nahm diese Ankündigung, welche eine für ihn betrübende Auslegung gestattete, mit einer Gemütsruhe hin, über die er sich alsbald wunderte und gleichzeitig ärgerliche, — eine Doppelpfindung, die aber ebenso schnell verschwand, wie sie gekommen war, um einem Gefühl der Erleichterung und des Behagens Platz zu machen.

„Sehen Sie,“ sprach Vjubiza weiter, „hier liegt die Coeur-dame und hier“ — sie zählte wieder sieben Karten — „der zu ihr gehörende Coeurbube; die Verlobungsanzeige liegt bei Ihnen, auf dem Zimmer.“

Hagen ließ Vjubizas Prophezeiungen wenig Aufmerksamkeit, er berauschte sich nur an dem Wohlklang ihrer Stimme und sah mit leuchtenden Augen auf sie, die im Eifer keinen Blick von ihren Karten wandte. Plötzlich erblaßte sie und zuckte mit einem leichten Ausschrei zusammen. „Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ fragte er erschrocken.

„Nichts, — eine Kleinigkeit,“ sagte sie verstört, „es wird gleich vorübergehen.“

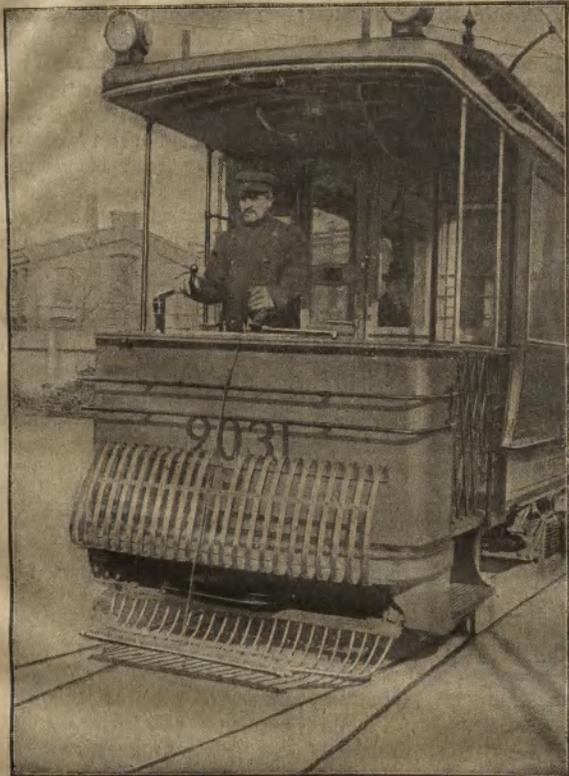
„Haben Sie vielleicht Unheil aus den Karten gelesen?“ meinte er scherzend.

„O, weshalb fragen Sie das!“ seufzte sie.

„Nun, warum nicht? Glauben Sie, daß ich nichts Schlimmes hören kann?“ — Er bemühte sich umsonst, den scherz-

haften Ton festzuhalten. „Bitte, sagen Sie mir, was steht in den Karten?“

Sie streifte ihn mit einem traurigen Blick und antwortete kopfschüttelnd: „Wenn Sie darauf bestehen, muß ich sprechen.“



Schutzvorrichtung der Straßenbahn in Berlin.

Sehen Sie hier die Treffdame? — „Ja.“ — „Und dort den Karo-könig?“ — „Gewiß.“ — „Ahnen Sie, was die Lage dieser beiden Karten zueinander besagt?“ — „Durchaus nicht.“ — „Sie kündigt den baldigen Tod einer Ihnen nahe- stehenden Dame,“ kam es zögernd über ihre Lippen. — „Der Amts-

richter fuhr nun doch zusammen. Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen, dann aber machte er eine gewaltsame Anstrengung, den unheimlichen Bann, unter dem er stand, zu brechen. Er sah fast mit Grauen auf Eubiza, die noch immer bleich, regungslos, mit weit geöffneten Augen ins Leere starrte. „Kommen Sie doch zu sich, liebes Fräulein!“ rief er mit gepreßter Stimme. „Ihre Prophezeiung scheint Ihnen näher zu gehen als mir, dem Beteiligten!“

Wie aus einem Traum erwachend, sah sie ihn verloren an und flüsterte: „Wenn Du wüßtest!“

Er mußte sich diese Worte nicht zu deuten. „Uebrigens,“ fuhr er mit etwas freierer Stimme fort, „kann ich Ihnen zur Beruhigung sagen, daß ich in keiner näheren Beziehung zu irgend einer Dame stehe, daß also Ihre trübe Weissagung demnach kaum Aussicht hat, in Erfüllung zu gehen.“

Sie schüttelte das Haupt und sagte: „Meine Karten lügen nicht.“

In Adolf Hagen stritten sich die verschiedenartigsten Empfindungen. Waren es einerseits warmes Interesse, innigste Teilnahme für das junge Mädchen, die sein Herz höher schlagen ließen, so bemächtigte sich seiner andererseits ein seltsames Unbehagen; er verspürte instinktiv, wie ein unsichtbares Band sich um ihn und Eubiza von Radovanovits zu schlingen beginne, und diese Wahrnehmung erfüllte ihn gleichzeitig mit Lust und Bangen. Das Gespräch zwischen ihnen geriet ins Stocken, bis endlich gänzlich Schweigen eintrat, das dem Amtsrichter peinlich wurde, so daß er es für eine Erlösung ansah, als die über dem Kamin befindliche Uhr eine Stunde angab, die ihn schon aus Anstandsrückichten an baldigen Ausbruch mahnte. Sich rasch erhebend, sagte er: „Gnädiges Fräulein, es schmerzt mich aufrichtig, Sie in einer Gemütsstimmung verlassen zu müssen, die Ihnen ohne meinen Besuch sicher erspart geblieben wäre. Ich bitte Sie herzlich um Verzeihung und gleichzeitig um Erlaubnis, mich demnächst persönlich überzeugen zu dürfen, daß dieser Abend keine unliebsamen Folgen für Sie gehabt hat.“

Eubiza stand auf und reichte ihm die Hand. „Seien Sie unbesorgt, der kleine Anfall geht schnell vorüber — ich kenne meine Natur.“ Mit halbem Lächeln fügte sie hinzu: „Daß meine Karten Ihnen nichts Erfreuliches sagen konnten, werden Sie mir doch nicht nachtragen?“

Statt der Antwort drückte er einen langen Kuß auf ihre Hand. „Und darf ich wiederkommen?“ bat er noch einmal.

„Wann Sie wollen.“

„Also auf baldiges Wiedersehen!“

Schon im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, fiel ihm eine eigenartige Wanddecoration in die Augen — unter Glas

und Rahmen auf schwarzem Sammetgrunde gestickte, fremdartige Schriftzeichen. Näher herantretend fragte er: „Sind das nicht arabische Buchstaben?“

„Gewiß.“

„Und was bedeuten sie!“

„Auch das geht vorüber,“ klang es tonlos.

Er sah sie überrascht an. „Das ist doch nicht Ihr Wahlspruch?“

Zögernd gab sie zurück: „Der Wahlspruch meiner seligen Mutter, der auch mich durchs Leben geleitet.“

Er war nahe daran, eine scherzhafte Aeußerung fallen zu lassen, aber ein Blick auf das liebliche Antlitz, das in diesem Augenblick einen unnennbar rührenden Ausdruck von Schmerz und Entsagung trug, bannte das Wort auf seine Lippen. Stumm drückte er ihr die Hand und verließ das Zimmer.

Als er die kühle Abendluft einatmete, war ihm, als erwache er allmählich aus einem schweren Traum, aber vergebens bemühte er sich, das eben Erlebte noch einmal klar und ruhig zu überdenken. Die Nutzlosigkeit seines Beginns einsehend, schlug er den Weg nach einer Weinstube ein, wo er allabendlich im Freundeskreis einige Stunden zuzubringen pflegte; als er aber dieselbe fast erreicht hatte, hielt ihn eine unbestimmte Empfindung zurück — er fühlte, es sei ihm heute unmöglich, sich in der gewohnten Gesellschaft zu bewegen. Er machte Kehrt und ging nach Hause.

„Niemand dagewesen, Hermann?“ fragte er seinen Diener.

„Nein, Herr Amtsrichter, nur ein Brief ist gekommen, er liegt auf dem Schreibtisch.“

„Schön, stell mir die Lampe hin und dann kannst Du gehen.“

[Fortsetzung folgt.]



Das Goethe-Denkmal in Leipzig.

— Ein Prinzenschicksal. —

Novellette von Bruno Wagener.

[Nachdruck verboten.]

Ins hohe Gemach dämmerte bereits der Abend hinein und auf der östlichen Wand lag noch ein heller Sonnenschimmer, während über den übrigen Räumen der anheimelnde Schatten lag, der dem Scheiden des Tages vorangeht. Am Fenster stand ein hoher, schlanker Mann mit einem blassen Jünglingsantlitz, zu dem der feine Flaum des schwachen Schnurrbärtchens wohl paßte. Leicht vornüber gebeugt sah er der scheidenden Sonne zu, die wie ein großer feuriger Ball in den Nebeln über dem Flusse niedersank — ganz, ganz langsam. „Mein eigenes Schicksal,“ sagte der Prinz leise. „Geboren im Licht zu Glück und Freude — und doch unaufhaltsam dem Vergehen entgegenschreitend, dem Untersinken in den Strom des Nichts.“

Jetzt öffnete sich die breite Flügelthür zum Nebenzimmer, und eine zarte, feingliedrige Männergestalt trat über die Schwelle.

Der am Fenster Stehende drehte sich um und eilte mit schnellem und doch müdem Schritte auf den Ankömmling zu, der ihm die Hand entgegenstreckte. „Mein Bruder, mein gnädiger Fürst,“ sagte er mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme und wollte sich zum Kuß niederbeugen auf die schmale Hand des Herrschers. Der aber schloß den ihn überragenden und doch so viel zarteren Bruder in seine Arme. „Nur Bruder jetzt, in dieser Stunde,“ sagte er weich und sah dem andern mit traurigem Ernste ins Auge. „Ich habe Dein Schreiben empfangen und bin tief erschüttert. Fern von der Grenze des Reiches, wo Du Deine Gesundheit und Kraft suchen solltest, hast Du mehr gefunden — ein liebendes Frauenherz. Aber den Prinzen und — Thronerben.“ — dabei lächelte der Monarch ihn freundlich an — „trennt eine tiefe Kluft von der Tochter des armen Edelmannes. Ich soll durch mein Wort den tiefen Abgrund, den die Standesunterschiede geschaffen haben, ausfüllen. Und ich will es.“ — „Dank! Dank, Majestät!“ kam es über die Lippen des andern. — „Aber eine Bedingung habe ich zu stellen. Du bist der Thronerbe des Reiches, so lange Gott meine junge Ehe nicht mit einem Sohne segnet. Die Ehe mit der Tochter des kleinen Landadligen würde Dich von der Nachfolge auf dem Throne ausschließen. Das soll nicht sein, obwohl ich nicht glaube, daß dieser Fall ernstlich in Frage kommen wird. Denn,“ — und hier leuchtete wieder das frohe Lächeln auf — „Du kennst meine und meines jungen Weibes süße Hoffnungen. Also sei es: nimm die Geliebte Deines Herzens zum Weibe, nicht vor der Welt mit dem Zeremoniell des Hofes, sondern — das ist meine Bedingung — still verborgen und zur linken Hand. Sollten aber im Lauf der Jahre die Dinge sich geändert haben, mein Thron ohne Sproß dastehen, die Thronfolge Dir ernstlich in Aussicht gerückt sein, dann gelobe mir, daß Du der Staatsrücksiht Dich fügst und Deine Ehe lösest, um ein neues Band zu schließen, das dem Throne einen ebenbürtigen Erben verheißt.“

Des Prinzen Antlitz war blaß geworden; er wollte reden, Worte des Zornes, der Ablehnung. Aber der Bruder legte den Arm um ihn, und ein liebevoller Klang lag in seiner Stimme als er begütigend sagte: „Sei unbeforgt! Meine Gattin und ich sind jung, und wer weiß, ob nicht der Thronerbe in wenigen Monaten schon Dir die Bürde vom Herzen nimmt. Aber die Form muß erfüllt werden; Fürsten sind nicht frei; das Staatswohl entscheidet über ihre Schritte bei Tag und Nacht.“

Der Prinz nickte nachdenklich. „Du hast recht, mein Bruder. Und ich füge mich Deinen Bedingungen.“ — — Aber als die hohe, leicht gebeugte Gestalt bald darauf die breite teppichbelegte Marmortreppe hinabschritt, da glitt ein mildes wehmütiges Lächeln über des Prinzen Antlitz. „Ein paar Jahre des Glückes — mehr habe ich meiner Anninka nicht versprechen können. Aber anders, als mein Bruder es sich denkt. Sie weiß, daß sie einen dem Tode Geweihten mit ihrer Liebe beglückt. Und ehe die Frage der Thronfolgerschaft ernstlich an mich herantritt — und sie wird nicht kommen, denn mein Bruder wird seinen Erben haben — ehe mein Versprechen eingefordert wird, ist meine Lebenssonne längst ins Meer getaucht, ohne Hoffnung auf einen neuen Morgen.“

Jahre waren vergangen. Im traulich-einfachen und gerade in seiner Einfachheit vornehmen Hause am schützenden Bergabhange in der durch ihr mildes Klima bekannten fernen Provinz des Reiches saß der Prinz zu Füßen seines jungen Weibes und streichelte gedankenvoll über das Blondhaar eines reizenden Knaben, der sich an der Mutter Knie geschmiegt hatte. „Sommer trüb gestimmt,“ sagte Anninka mit leisem Vorwurf und mit einem zärtlichen Blick ihrer schönen grauen Augen. „Was quält Dich, mein Lieber? Haben wir nicht alle Ursache, glücklich zu sein? Wer hätte es gedacht, als Du mir vor fünf Jahren die Hand reichtest, daß Deine Gesundheit sich kräftigen würde, daß Du, der sich selbst aufgab, ein Genesender werden könntest, wie Du es heute bist? Und dennoch so bedrückt?“

Er lächelte. „Ja, ein Gesunder — wer hätte das gedacht? Alle Pläne, die sich auf meinen frühen Tod aufbauten, fallen zusammen. Die Aerzte meinen, ich kann alt werden wie Methusalem, während mein Bruder leidend ist und ich den furchtbaren Gedanken nicht bannen kann, daß er eines Tages die Rolle spielen wird, die mir vom Schicksal zugebracht schien — die Rolle des erlöschenden Lichtes.“ — Eine Thräne trat in Anninkas Augen. „Der arme Bruder — so lieb und gut, der Stifter unsers Glückes — und selbst nicht glücklich!“ Sie zog den Knaben an sich. „O, wie glücklich sind wir beid! Und der arme Fürst des Landes harret noch immer vergebens auf den Erben seines Thrones.“

Der Prinz war aufgestanden. Die Hände bebten ihm vor nervösem Zittern. „Ich will ausfahren, mein Schatz — auf dem Rade dahinfliegen. Das heitert auf und weitet die Brust.“ — Sie sah ihn besorgt an. „Du weißt, wie ungeru Professor es sieht, wenn Du das Rad bemutest. Du bist unvorsichtig, und eine einzige Ueberanstrengung kann die mühsam errungenen Erfolge langer Jahre vernichten.“ — „Sei nicht so schwarzsehend,“ erwiderte er und küßte sie zärtlich mit der Innigkeit des wahrhaft Liebenden auf Stirn, Augen und Mund. „Ich bin vorsichtig, und nichts ist zu fürchten.“

Nur in Begleitung eines Dieners fuhr der Prinz auf dem Rade hinaus, am Abhang entlang, der das hohe Seeufer begrenzte, im Schatten des Waldes eine Strecke und dann hinaus auf die staubige Landstraße im glühenden Sonnenbrand. Feste Entschlossenheit lag auf seinen Zügen. An seiner Seele zog alles vorbei, was die letzten Jahre ihm gebracht hatten. Als ein Sterbender hatte er die morgantische Ehe mit Anninka geschlossen, als ein Sterbender, dem nie der Thron auch nur von fern winken könnte. Und nun war er zwar noch schonungsbedürftig, aber doch auf dem Wege zur Genesung — und der Bruder war ohne Erben geblieben. Die Stunde nahte, da der Prinz an sein gegebenes Wort gemahnt werden sollte, da seine Ehe gelöst und eine neue geschlossen werden mußte, um dem Reiche einen Erben zu schenken. Und was wurde dann aus der ahnungslosen Anninka und dem herzigen Knaben, den sie ihm geschenkt hatte?

Wie hätte der Prinz des Bruders Bedingung erfüllt, nie jenes Versprechen gegeben, wenn er sich nicht als ein dem Tode Geweihter gefühlt hätte. Und nun sollte er leben — und Anninka unglücklich machen?

Der Prinz war immer toller darauf los gefahren; längst hatte ihn der Diener aus den Augen verloren. Der Atem hob und senkte krampfhaft seine, ach, so schwache Brust; das Herz schlug zum Zerspringen. Aber immer weiter ging's in rasendem Tempo. Vor den Augen flimmerte es dem Prinzen rot wie Blut. Ein Schwindel befiel ihn — immer weiter. Im Rhythmus des Tretens der Pedale hörte er es in den Ohren summen. „Sterben! Sterben! Sterben!“ Und jetzt schwannte er im Sattel Eine scharfe Wendung, und mit furchtbarem Anprall stürzte Rad und Fahrer zu Boden. Ein Blutstrom ergoß sich aus des Prinzen Munde. Nur eine Bäuerin war zugegen, und sie eilte herzu und, als sie den Prinzen erkannte, holte sie Wasser vom Flusse und neigte dem Sterbenden die Stirn. Aber es war zu spät. Noch einmal kam er zur Besinnung und murmelte den Namen „Anninka“.

Dann verschied er.

— Grenze der Macht. —

Kunze die Stirn und sprühe Haß
Und wende mir den schönen Rücken;
Dem tödlich Ueberläß'gen laß
Den letzten Hoffnungshalm zerknicken;

Tritt mich mit Füßen; mitleidsfrei
Laß mich des Spottes Dolch verletzen;
Reiß meiner Ehre Brief entzwei
Und gieb dem Klatsch die armen Feten;

Laß fern von Dir in dumpfer Nacht
Mich büßen ohne ein Verschulden —
An einem scheitert Deine Macht:
Daß ich Dich liebe, mußt Du dulden!

Victor Blüthgen



Natur und Kunst. Nach einem Gemälde von Otto Gebler.

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Bruner.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Ein gurgelnder Ton rang sich aus Max's Kehle und ein paar Tropfen nähten seine Wangen. Ueber sein männlich-ernstes Gesicht stürmte und zuckte es dabei. Eine tiefe Furche grub sich in seine Stirn, in deren Schläfen der Puls wild hämmerte. — Es war eine physische Schmerzempfindung, die sich in seinem Gesichte ausprägte. Man sah, wie schwer er litt.

Ein paar Minuten verharrte Lucie in atemloser Spannung, während über ihr Gesicht Röte und Blässe jähwechselnd jagten, dann schlang sie stürmisch die Arme um seinen Hals und inbrünstig, mit stürmischer Glut, küßte sie ihm Mund und Wange.

„Max, verzeihe, wenn ich nur eine Sekunde zu zweifeln schien. Ich that es nicht, aber, ich weiß selbst nicht, der Doktor hat mir eine so tolle Angst eingejagt. Brüderchen, sei mir nicht böje. Ich habe nie gezeifelt, denn ich weiß, daß Du treu und gut bist. — Aber sprich doch!“

Und kofend, in unendlicher Zärtlichkeit glättete sie sein aufgewühltes Haar und streichelte sein bleiches Gesicht.

„Ich kann Dich nicht leiden sehen. Verzeih mir —!“

Eindringlich, von der bebenden Angst der Liebe durchzittert, die, ohne zu wollen, schwer beleidigt hat, sprach das junge hübsche Mädchen dem schweigenden Manne zu, der sich langsam in ein Fauteuil niedergelassen ließ und finstern vor sich hinsah. Es währte lange, ehe er seine Augen ihrem Gesichte zuwandte.

„Daß Du auch nur eine Sekunde solches von mir denken konntest, hat mich niedergeschmettert. Aber es ist eine Sühne für das, was ich einst that. Wer einmal gefehlt, dem darf man allerdings viel, sehr viel zutrauen,“ sagte er bitter.

Lucie faßte bittend seine Hand.

„Max, ich kann Dir kaum sagen, was mich vorhin schweigen hieß, als Du fragtest. Aber ein Vorwurf war es gewiß nicht. Etwas Anderes . . .“ Sie erglühte . . . „Nein, ein Vorwurf nicht. Ich glaube immer an Dich.“

Ueber des jungen Bildhauers Gesicht glitt ein milderer Ausdruck. „Eben weil Du immer ein treues Schwesterlein mir warst, ja mehr als das, war es so unsagbar bitter.“

Sie schmiegte sich an ihn.

„Vergiß das, Bruder! Die Angst, daß der schreckliche Verdacht am Ende selbst Dich nicht schonen würde, ließ mich die Frage thun, ob Du Papa seit jenem Tage, da Du uns verließest, nicht gesehen.“

„Weshalb gerade mich?“ fragte er erstaunt.

Lucie antwortete zögernd: „Ich gab Dir vorhin stillschweigend eine Unwahrheit zu, als Du fragtest, ob Papa nicht noch einen Namen genannt, bevor er starb . . . Einen Namen sprach er aus . . .“

„Und welcher war dies?“

Der junge Künstler beugte sich in höchster Spannung vor.

„Der Deine —“

Ueber sein bleiches Gesicht flog ein halb schmerzliches, halb freudiges Lächeln.

„Mit diesem Namen starb also Papa. Im letzten Augenblicke gedachte er noch meiner. O, daß ich nicht an seiner Seite weilen konnte!“ — Düstere Trauer umflorte seine Augen.

„Ja, nun begreife ich. Dr. Bollant hörte das Wörtlein auch und . . . So entsehrlich es ist, diesem Namen eine solche Deutung zu geben, sie ist leider nicht unmöglich . . . Wie könnte es auch anders sein? War ich doch von seiner Schwelle verbannt, leichtsinnig einst, ein Lump, der sich zum Bettler machte und es mit den Anderen gern ebenso gemacht hätte.“

Lucie faßte wieder des Bruders Hände und suchte seine grossenden Selbstvorwürfe zu besänftigen: „Kannst Du denn mein thörichtes Vorgehen noch immer nicht vergessen? Es würde doch keinem Menschen im Ernste einfallen, Dir eine solche That zuzumuten! Auch Dr. Bollant hat es nicht so gemeint, wenn er auch in der ersten Minute der Erregung unbeabsichtigt eine derartige Vermutung aussprach.“

Maxens Stirn blieb umwölkt. — „Was Dr. Bollant gedacht, werden die Anderen auch denken.“

„Aber Brüderchen!“ entgegnete Lucie und gab ihrer Stimme etwas unendlich Beruhigendes, „es wird mir bange, wenn Du so weiter sprichst. Der Mörder wird hoffentlich baldigst gefunden und Deine trüben Gedanken werden dadurch zerstreut werden. Mich zu trösten, rief ich Dich herbei, weil ich wußte, daß Brüderchen mir immer treu zur Seite stand, und nun muß ich Worte des Trostes für ihn suchen.“

Die dunklen Augen leuchteten ihr dankbar entgegen und ein schwaches Lächeln zog um die Lippen des jungen Künstlers.

„Du hast Recht, Lucie, daß Du mich schilst. Dein Trost thut aber auch so wohl. Ob der meine das vermag, bezweifle

ich. Doch will ich wenigstens versuchen, mich Deines Vertrauens würdig zu erweisen. Befehl über mich, ich werde gehorsam sein. Vereint wird es leichter sein, das traurige Geschick zu ertragen.“ — Er reichte ihr die Hand, die sie mit warmem Drucke umspannte.

„Ich kann Dir nicht sagen, wie eigen mir ums Herz ist, nach so langer Zeit wieder im alten Vaterhause zu sein. Immer hat mich hergezogen, und jetzt bangt mir vor der Stunde, da ich es wieder verlassen sollte.“

„Verlassen? Es wird Dich niemand von hier fortgehen heißen. Im Gegenteil! Wir werden glücklich sein, wenn Du hier bleibst und Dein starker Arm uns schützt,“ entgegnete Lucie mit warmer Junigkeit.

„Ich danke Dir, Schwesterchen! Es ist so beruhigend, zu wissen, daß man irgendwo zu Hause ist. Aber ich habe die dunkle Empfindung, für die ich mir keine Rechenschaft geben kann, daß ich bald wieder werde hinaus müssen, fort, fort . . .“

Hand in Hand waren sie zum Fenster geschritten und weideten ihre Augen an dem farbenprächtigen Schauspiel des Sonnenunterganges. In feurigen Tinten erglühten die Wolken, die den Horizont umsäumten, hinter denen die Sonne allmählich hinabsank. In den Thälern spann die Dämmerung schon ihre grauen Schatten, während über die Wipfel der Wälder noch ein heller Lichtstreif sich rollte, der, einem langen goldenen Bande gleich, weithin erglänzte. Die flimmernden rötlichen Strahlen spielten auch in den Fenstern des Gartenpavillons, in welchem der Gutsherr aufgebahrt lag. Tiefenst schauten die Beiden hinüber auf die schimmernden roten Plückerlein, die man wahrnehmen konnte, die Kerzen, welche zu Häupten des Toten brannten.

„Komm!“ sagte Max endlich und legte seinen Arm in den Lucies. „Ich habe Papa noch nicht gesehen, laß mich ihn grüßen!“

Langsam schritten sie dann hinüber in den Gartenpavillon. Lange kniete der junge Künstler an dem Sarge, im Innersten erschütterte, Thränen in den Augen.

Nun war er hier, den vor kaum vierundzwanzig Stunden der Sterbende gerufen: „Max . . .“

4.

Als Max und Lucie aus dem Gartenpavillon in das Herrenhaus zurückgekehrt waren, fuhr ein Wagen vor, welchem die Herren von der Untersuchungskommission aus Bärenstein entstiegen.

Dr. Bollant, der als Gerichtsarzt fungierte, ging mit lebhaftem Gruße auf den jungen Bildhauer zu, der aus dem Portale getreten war und sichtlich erfreut dem alten Hausarzt die Hand entgegenstreckte.

„Herr Horwart, Sie hier? — Aber wozu ich frage! Ihr Platz ist ja hier. Nehmen Sie zunächst mein aufrichtiges Beileid entgegen.“

„Danke Ihnen, Herr Doktor. Es ist traurig, furchtbar, was da sich ereignet hat,“ entgegnete dieser und schaute tiefenst dem Arzte ins Gesicht, der ihn einen Augenblick wie mit einer stummen Frage streifte.

„Ungeheuerlich, unmenschlich! — Aber ich vergesse ganz, die Herren vorzustellen.“ Dr. Bollant wandte sich halb zur Seite zu dem rückwärts stehenden Herrn, der mittlerweile ebenfalls den Wagen verlassen und einem jungen hageren Manne, augenscheinlich einem Schreiber, einige Aufträge erteilt hatte.

„Dr. Rosen, Untersuchungsrichter — Max Horwart, Bildhauer,“ stellte der Arzt die beiden Herren einander vor.

Max verbeugte sich leicht, während der Beamte eine sehr ceremonielle Verneigung machte. Es war ein mittelgroßer, untersehter Mann, dessen schwarzes Haar schon mit grauen Fäden durchzogen war. Die einfache richterliche Uniform laß ihm mit militärischer Knappheit an den Gliedern. Das Gesicht war ziemlich hager mit einem buschigen dunklen Schnurrbart, dessen Enden er mit einem leisen Ruck nach aufwärts drehte. Die lebhaften scharfblickenden Augen verliehen dem Kriminalisten etwas Ernstes, aber nicht Unsympathisches. Die Angeklagten erfüllte es freilich immer mit einem Gefühl des Erschauerns, wenn die Lider sich halb über die Augen senkten und dazwischen hervor die harten durchbohrenden Blicke schossen, welche jede Unwahrheit sofort zu zergliedern schienen und deren Gewalt manche Lüge unausgesprochen ließ, weil gefürchtet wurde, daß er sie ohne weiteres durchschauen würde.

Dr. Rosen, dem die verwickeltesten und scheinbar unentwirrbaren „Fälle“ mit Vorliebe zugewiesen wurden, bemerkte, als er seine steife Verneigung vollendet, zu Max gewendet, verbindlich: „Dem Namen nach ist mir Herr Horwart nicht unbekannt. In

der Münchener Kunstausstellung hatte ich im Vorjahre das Vergnügen, Ihre „Pflanze“ zu bewundern.“

Maxens Gesicht überflog ein leises Rot. „Sehr liebenswürdig!“

„Es war mir aber nicht bekannt, daß Herr Horwart auf Schloß Rawen daheim sei,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort und warf einen musternden Blick über den Hof.

Dem jungen Bildhauer war diese im liebenswürdigsten Tone gestellte und eigentlich selbst beantwortete Frage etwas peinlich.

Dr. Bollant schien dies zu bemerken, denn er erwiderte rasch: „Das ist kein Wunder, Herr Doktor, denn Sie sind erst zwei Jahre in Bärenstein und Herr Horwart drei, vier Jahre oder noch länger von dem väterlichen Schlosse durch seine Kunst ferngehalten.“

Dr. Rosen nickte leicht. „Gewiß ist es kein Wunder, denn meine Berufstätigkeit zwingt mich in ganz andere Sphären hinein als in jene, wo man sonst Künstlern zu begegnen pflegt.“

Eine kleine Pause entstand, die der Untersuchungsrichter aber so rasch damit endete, indem er, den Degen an sich ziehend, in bedauerndem Tone sagte: „Herr Horwart, Sie wissen, welche traurige Pflicht wir hier zu erfüllen haben. Sie werden daher entschuldigen, wenn ich Sie bitte, uns zu gestatten, unseres Amtes zu walten.“

Des jungen Bildhauers Blick, der nun die Pflichten des Schloßherrn zu erfüllen hatte, wurde ernst. „Walten Sie Ihres Amtes, Herr Doktor, und hoffentlich mit dem günstigsten Erfolge. So lange Sie auf Schloß Rawen weilen, bitte ich Sie, unser Gast zu sein. Ich bitte, Ihre Verfügungen zu treffen, sie sollen unverzüglich erfüllt werden!“

Der Kriminalist verbeugte sich. „Ich nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit Dank an. Wie lange ich hier weilen werde, kann ich im Augenblicke natürlich nicht bestimmen. Wir wollen indes hoffen, daß es baldigt gelingt, mit der Untersuchung zu Ende zu kommen. Darf ich nun bitten, uns zunächst die Leiche des Herrn Rawen zu zeigen?“

Max geleitete die beiden Herren, denen sich auch der Schreiber angeschlossen, in den Gartenpavillon. Angesichts der Leiche erzählte der Arzt kurz, wie er den Gutsbesitzer aufgefunden habe, und gab sein bereits Lucie gegenüber geäußertes Urtheil dahin ab, daß Rawen aus geringer Entfernung durch einen Schuß in den Rücken getödtet worden sei. Aufmerksam hörte der Untersuchungsrichter der Erzählung zu, wiewohl aus seinen hier und da dazwischen geworfenen Worten ersichtlich war, daß sie ihm schon bekannt sei. Die grauen ersten Augen ruhten dabei fast unablässig auf dem Toten, als könne er aus dessen starren Zügen die Enträtselung des Mordes lesen. Seine Stirn zog sich dabei in Falten, als arbeiteten seine Gedanken schon jetzt und suchten den Faden anzuknüpfen, der von dem Ermordeten zum Mörder hinüberführt.

„Mit wem sprach Herr Rawen zuletzt?“ wandte er sich, als sie den Pavillon verließen, an Max.

„Mit Johann, dem alten Reitknechte. Derselbe kommt dort drüben eben aus den Stallungen.“ Er winkte ihn herbei.

„Wann verließen Sie Herrn Rawen?“ forschte Dr. Rosen und unterzog das Gesicht des alten Dieners einer scharfen Prüfung.

„Es mochte gegen sechs Uhr sein,“ erwiderte, durch den barschen Ton der Frage etwas eingeschüchtert, der Alte, dem die Musterung nicht sehr zu behagen schien.

„Und wo war das?“ fragte der Untersuchungsrichter weiter.

„Am Brettgrunde.“

„Wie weit ist derselbe von hier entfernt?“

Max antwortete: „Eine kleine Viertelstunde; mit dem Pferd oder Wagen indes in etwas mehr als fünf Minuten zu erreichen. Wollten Sie vielleicht, Herr Doktor, noch jetzt denselben in Augenschein nehmen? Ein Wagen wäre zur Hand. Dort kehrt gerade der Jagdwagen, mit welchem die Köchin in der Stadt war, zurück. Wir können denselben sogleich benützen.“

Der Untersuchungsrichter bejahte lebhaft. „Es wäre mir in der That sehr lieb, heute noch wenigstens ungefähr den Ort kennen zu lernen, wo das Verbrechen geschah. Eine Viertelstunde dürfte es wohl noch dauern, bis die Nacht hereinbricht; wenn es also mit dem Wagen nur fünf Minuten bis zum Brettgrunde ist, so bleiben uns immer noch zehn Minuten zur Inspektion übrig.“

Die Herren, und auf Befehl des Untersuchungsrichters auch der alte Johann, stiegen in den Jagdwagen, der sie in raschem Trabe bis in die unmittelbare Nähe des Brettgrundes brachte. Am „Kirchwege“ machte der Wagen Halt, und unter Führung des Dieners schritten die Herren durch das thaufrische Gras längs des Waldrandes bis zu jener Stelle, wo der Reitknecht, nachdem Herr Rawen abgestiegen, allein weitergeritten war. Der Untersuchungsrichter sprach nichts, seine Augen musterten nur aufmerksam den schmalen Fußpfad, der längs des Waldsaumes sich hinschlängelte. Es schien, als erwarte er, daß jemand dort auftauchen müsse. Als sie jene Birkenlichtung erreicht hatten, wandte sich Dr. Rosen an den Reitknecht: „Bemerkten Sie an Ihrem Herrn Reichen von Aufregung, als er in den Wald hineinschritt?“

„Nein, der gnädige Herr war nur um die Felder auf der gegenüberliegenden Seite des Brettgrundes besorgt, die wegen des abfallenden Terrains durch heftige Regen viel mitgenommen werden. Die Melioration sollte in Kürze durchgeführt werden, da sich die bisherigen Gräben als unzulänglich erwiesen.“

„Woher haben Sie eine so genaue Kenntnis alles dessen?“ unterbrach ihn der Beamte.

Der Alte stutzte und ein wenig gekränkt erwiderte er: „Der gnädige Herr hat mir dies oft genug auseinandergesetzt. Er freute sich ordentlich, daß jetzt am Brettgrunde alles in Ordnung kommen sollte.“

„Auch ich weiß, daß das Papas Lieblingswunsch seit langem war, den er aber nicht früher ausführen konnte, da es viel dringendere Arbeiten zu erledigen gab,“ warf Max dazwischen.

Der Beamte erwiderte darauf nichts, erst nach einer Weile sagte er: „Für heute müssen wir von einer näheren Besichtigung des Brettgrundes absehen, denn die Zeit ist zu vorgeschritten. Kehren wir also zurück!“

Die Herren stimmten ihm bei und man kehrte um. Während sie dem Wagen zuschritten, fragte Dr. Rosen Max so unbefangenen wie möglich: „Der alte Johann, den Reitknecht meine ich, genoß wohl das vollste Vertrauen des Herrn Rawen?“

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Ein neuer Komet, der am südlichen Himmel entdeckt worden ist und zuerst von der Sternwarte in Kapstadt als ein glänzender Himmelskörper beobachtet wurde, ist dadurch besonders merkwürdig, daß er einen dreifachen Schweif besitzt, der sich über die beträchtliche Länge von 10 Graden erstreckt. Der Kern des Kometen ist so hell, daß er noch lange nach Sonnenaufgang gesehen werden kann. In den letzten Tagen ist der Haarstern auch an der Perles-Sternwarte bei Chicago verfolgt worden. Er steht nach den neuesten Berichten etwa 15 Grad nördlich von der Sonne und erscheint 20 Minuten vor Sonnenaufgang am Himmel und bleibt noch 15 Minuten nach Sonnenaufgang sichtbar. Es handelt sich also um einen recht bedeutenden Kometen, der vermutlich zu derselben Familie dieser Gestirne gehört, zu der auch die großen Kometen vom März 1843 und vom September 1882 gerechnet werden. Diese beiden tauchten ganz plötzlich am Himmel auf, als sie sich der Sonne genähert hatten, und hatten ihren Weg wahrscheinlich mitten durch die Sonnenkorona genommen und dann Schweife von außerordentlicher Länge ausgesandt. Der neue Komet mit seinem dreifachen Schweif ist vielleicht als ein Teil eines größeren Kometen zu betrachten, der durch ungleiche Wirkung der Sonnenanziehung auf seine verschiedenen Teile gleichsam zerrissen worden ist. Da der Komet wahrscheinlich noch mehrere Monate lang sichtbar bleiben wird, werden nach viele Beobachtungen über ihn gesammelt und auch bestimmtere Anschauungen über seine Natur gewonnen werden können.

Kostbare Musikinstrumente. Das kostbarste Horn, das je gearbeitet worden ist, wurde, wie eine englische Zeitschrift erzählt, von einer großen englischen Fabrik für Blechinstrumente für den verstorbenen Zaren von Rußland angefertigt. Es bestand aus dem besten Silber mit vielen Gravirungen in verschiedenen Mustern, unter denen

sich auch das Wappen des Hauses Romanow befand. Es war mit gehämmertem Goldsilbergranarbeit verziert und der Schalltrichter des Instruments war dick mit Rubinen und Smaragden inkrustiert. Die Kosten dieses schönen Instruments betragen denn auch 40 000 M. Ein bekannter englischer Millionär bestellte vor Kurzem ein Horn, das über 20 000 Mark kostete. Es soll aus Sterling Silber, mit Stäubperlen eingelegt, gemacht werden. Auf dem Metall wird das Porträt des Bestellers angebracht werden. Der verstorbene Schah von Persien besaß eine sehr schöne Sammlung von Blasinstrumenten. Sie waren aus reinem Silber mit eingelegt Gold hergestellt; er hatte 60 000 Mark dafür bezahlt. Der Kao von Gutch bezahlte für eine vollständige Reihe von Orchesterinstrumenten 18 000 Mark. Der Sultan von Marokko hat eine sonderbare Kapelle. Seine achtzig Musiker spielen alle Klarinetten die aus einer Londoner Fabrik stammen. Der Kaiser hört mit großem Entzücken zu, wenn alle achtzig Klarinetten gleichzeitig gespielt werden, aber er kann seinen Hof nicht überzeugen, daß „Musik Reize hat“.

✻ Unsere Bilder. ✻

Natur und Kunst. Voll Interesse schaut der kleine Toni dem fremden Maler zu, der schon seit einigen Tagen hierher kommt, und sich Tonis Herde zum Modell für sein neues Bild genommen hat. Toni hat gesehen, wie sich die graue Leinwand nach und nach belebte, um endlich naturgetreu seine Schafe und Lämmer zu zeigen. Und er ist voller Erstaunen über das Werk. Wer weiß? Vielleicht steckt hinter dem kleinen Hüterjungen auch ein tüchtiger Künstler, wie schon mancher, der seine Jugend inmitten seiner Herde verträumte, es geworden ist, um dann die Natur und ihre Werke besser wiedergeben, als irgend ein anderer.

Heimkehrende Fischer. Wenn die Nordseefischer an der holländischen Küste mit ihren Segelbooten zum Fischfange ausziehen, dann sehnt wohl manche Frau und Mutter besorgten Herzens wieder die Heimkehr der Lieben herbei, denn schon viele hat das wilde Meer draußen behalten. Besonders in der stürmischen Jahreszeit lauert die Gefahr auf dem Wasser und wie oft ist ein Erwarteter nicht heimgeliebt. Wenn nun am Abend die zurückkommenden Fischerboote in Sicht sind, dann wandern die meisten Bewohner des Fischerdorfs zum Strande, um die Ankommen den zu erwarten und die reiche Beute zu besichtigen, und wenn sie die Ihrigen wieder frisch und gesund bei sich haben, gehts fröhlich heimwärts, wo trauliche Räume und ein gedeckter Tisch des Heimkehrenden harrt und wo seinen Erzählungen und Schilderungen im Familientreife begierig gelauscht wird.

Seit kurzem verkehren in Berlin einige Wagen der „Großen Straßenbahn“ mit der auf unserem Bilde wiedergegebenen Schutzvorrichtung. Das Neuere der Wagen wird dabei, wie man sieht, wenig geändert. An den Wagen ist vorn in einer Höhe von 15 Centimetern vom Straßenpflaster ein Fangkorb angebracht. Etwa einen Meter höher laufen zwei Greifstangen über die Wagenwand hin. Unter diesen Greifstangen zeigen die Wagen einen elastischen Gittervoratz. Die Vorrichtung hat einen dreifachen Zweck. Zunächst soll ein gefallener Passant aufgehoben und davor bewahrt werden, daß er unter den Wagen gerät. Diese Funktion hat der Fangkorb zu erfüllen, der von dem Wagenführer jederzeit durch einen Fußtritt oder durch Anziehen der elektrischen Bremse auf die Straßensohle hinabgelassen werden kann. Alsdann soll die Stosswirkung gemildert werden, wenn eine Person angefahren wird. Dazu ist der Gittervoratz bestimmt. Schließlich wollte man dem Fallenden, der die Hand nach einem Rettungsanker ausstreckt, diesen in den Greifstangen bieten. So hat man alle Momente, die bei derartigen Fällen in Betracht kommen, zu berücksichtigen gesucht, und es läßt nur wünschen, daß der Erfolg die aufgewendete Mühe lohne.

In Leipzig, und zwar auf dem Raschmarkt, gegenüber von dem altberühmten Auerbachs Keller, wird demnächst unserm Dichters Goethe ein Denkmal aufgestellt werden, wodurch endlich die Leipziger eine alte Dankeschuld an den Dichter begleichen. Goethe ist, wie unsere Abbildung veranschaulicht, in seinem Jugendalter dargestellt.

✻ **Gemeinnütziges.** ✻

Schlechte Pinsel wieder brauchbar zu machen. Um schlecht gewordene, sogenannte Schreibpinsel der Maler, wenn sie nicht mehr elastisch sind und nicht mehr die Spitze halten, wieder brauchbar zu machen, steckt man den Pinsel in Del, streicht denselben einigemal so über ein heißes Eisen her, daß die Haare von jeder Seite das Eisen berühren und taucht den Pinsel schnellstens in bereitstehendes kaltes Wasser. Der Pinsel wird dann oft besser, als er neu gewesen ist.

Lampenglocken aus mattem Glas, die Petroleumflecken zeigen, lassen sich reinigen, indem man mit einer lauwarmen Auflösung von Potasche die Glocke anseuchtet, mit feinen, leinernen Lappen abreibt, in klarem Wasser abspült und dann trocken reibt.

Nachtsch.

1. **Bezierbild.**



Wo steckt denn das Zimmermädchen?

2. **Doppelrätsel.**

a	a	a	c	d	e
e	e	e	g	h	i
i	i	k	l	n	n
n	n	n	o	o	o
r	r	r	s	t	z

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. ein Negervolk in Ober-Guinea, 2. eine Person aus dem Sudrunkliebe, 3. einen Staat der Union, 4. eine Oper von Wagner, 5. ein Metall. Die erste und auch die letzte (von unten nach oben gelesen) senkrechte Reihe soll einen Laubbaum nennen. — Durch Veränderung je zweier Buchstaben und Umstellung der übrigen sind dann Worte von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Volk in Spanien, 2. Insel bei Europa, 3. Fisch, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Stadt in Ostpreußen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wortreihe nennen wiederum einen Laubbaum.

Lösung der Aufgabe in voriger Nummer.

1. Wenig große Vieder bleiben
Mag ihr Ruhm auch folger sein,
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein.
Schlagen Wurzel, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort.
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichtervort.
2. Osborne, Gretia, Pelesan, Samuel, Arsenit, Matapan, Elektra, Delos, Ragusa. — Sakuntala.
3. Paq, Part.

✻ **Lustiges.** ✻

Arbeitsteilung.



Astronomischer Beweis.

„Die neue Köchin nascht!“ sagt der Herr Professor, als er sich mit seiner Frau zum Frühstückstische setzt.

Sie sieht ihn verblüfft an. „Wie kannst Du denn das behaupten?“

Der Astronom lächelt überlegen. „Hast Du seit gestern von dem Rosinenstollen gegessen?“ fragt er.

„Nein,“ entgegnet sie und betrachtet das Frühstücksgedäck — „aber was soll denn das heißen?“

„Die neue Köchin nascht!“ wiederholt er bestimmt. „Als ich gestern das letzte Stück abschchnitt, bildeten die Rosinen auf dem Anschnitt das Sternbild des großen Bären; hier sieh' heute: das Sternbild des Herkules! Also hat sie davon abgeschnitten — ergo nascht sie!“

Im Restaurant.

Gast: „O, pui, der Lachs riecht ja ganz entzücklich!“

Kellner: „Das verstehe ich nicht! Der Lachs hat ja vor drei Wochen auf der Kochkunst-Ausstellung den ersten Preis bekommen!“

Student: „Wissen Sie noch, Herr Förster, wie wir voriges Jahr manchmal auf die Entenjagd gingen?“

Förster: „Ich weiß noch sehr genau. Sie erzählten immer die Enten und ich schoß sie!“

Entgegenkommend.

„Herr Huber, wie kommt es denn, daß mein Hans von Ihnen schlechter behandelt wird, als der andere Lehrling. Den nehmen Sie immer in Schutz, während mein Hans täglich von Ihnen geprügelt wird!“

„Ja, liebe Frau, ein kleiner Unterschied muß doch gemacht werden — von dem andern bekomme ich nämlich hundert Mark Lehrgeld!“

„Ja, wie viel muß ich Ihnen denn zahlen, damit Sie beide Lehrlinge ganz gleich behandeln?“

„Na, wissen Sie was, Frau Müller, geben Sie mir fünfzig Mark — dann wird der andere Lehrling ebenfalls geprügelt!“

Beim Festessen.

„Pui, hier ist ja ein langes Haar in der Suppe!“

„Sei still, Rosa, und blamir' Dir nicht, wofür wär' es denn sonst Ochsenchwanzsuppe!“

Gewissensbisse.

Einbrecher: „Sakra, nu' hab' i' meine Dietrich unten liegen lassen, da is wieder loa Seg'n bei der Arbeit!“